

Was steckt hinter den Stereotypen?

Die Kulturgeschichte des Alters hinterfragt die gängigen Klischees

Beginnt man damit, gängige Vorstellungsmuster zum Phänomen des Alter(n)s im Verlauf der Geschichte zu sammeln, so stößt man auf Stereotypen: Die in der Antike als Weise verehrten Alten; die niedrige Lebenserwartung in Mittelalter und Früher Neuzeit; demgegenüber die gesteigerte Lebensprognose in der Moderne, wo der gleichzeitig sich vollziehende Verfall der Familie jedoch zur Vereinsamung des Alten führt ...

Das von Pat Thane, Professorin für Zeitgenössische Geschichte am Institute of Historical Research der University of London, herausgegebene und mitverfasste Buch macht es sich zur Aufgabe, solche Klischees und Szenarien zu hinterfra-

vorstellungen der alten Menschen nicht berücksichtigen. Auch das heute aufscheinende Gespenst ganzer aussterbender Nationen hat, wie Thane zeigen kann, Vorläufer in Entwicklungen in den 1920er und 1940er Jahren, wo man aus den vorliegenden Zahlen Trugschlüsse zog, wie sie gegenwärtig wieder in den Medien angetroffen werden können.

Selbst die Vorstellung der in der Antike noch verehrten und von den jüngeren Generationen respektvoll versorgten Alten kann im Licht der Darlegungen von Tim Parkin als unzulässige Vereinfachung zurückgewiesen werden. So trifft man in der antiken Literatur auch auf sehr negative Darstellungen alter Menschen, deren Versorgung im besten Fall eher nüchtern als Gegenleistung für die empfangene Erziehung betrachtet wurde.

Zudem begegnet man durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder den gleichen Vorstellungen und Konzepten, zum Beispiel in der Medizin (Wein wurde in Antike wie 17. Jahrhundert als ideales Getränk für alte Menschen angesehen; dort wurden auch die bereits aus dem Mittelalter bekannten Darlegungen der angeblich schädigenden Konsequenzen der Menopause weitergetragen), so dass Lynn A. Bothello für das 17. Jahrhundert feststellen kann: »Insgesamt hatte sich die Behandlung typischer Alterskrankheiten seit dem Mittelalter kaum verändert.« Tatsächlich sollte sich erst mit dem Anbruch des 20. Jahrhunderts eine wirkliche Diagnostik und Therapie genuin altersbedingter Gebrechen herausbilden, als Ignatz Nascher 1909 die Gerontologie begründete. Dennoch kommt Bothello zu dem Schluss: »Es ist sehr interessant, wie viel die Erfahrungen eines alten Menschen im 17. Jahrhundert mit denen der heutigen Menschen gemeinsam haben. (...) die grundlegenden Probleme, Ängste und Sorgen, Wünsche und Sehnsüchte haben sich im Laufe der Geschichte der westlichen Welt kaum verändert.« Vor diesem Hintergrund nehmen sich die sich dennoch vollziehenden Veränderungen – etwa die langsame Herausbildung

von Vorstufen eines Ruhestandsregelungssystems ab dem Mittelalter – umso markanter aus.

Hierin liegt eine großen Stärken des Buches, das mit seiner chronologisch angelegten Abfolge von Kapiteln zu den einzelnen Epochen zugleich den Versuch unternimmt, die verschiedenen Facetten des Alters vor dem Hintergrund sich wandelnder gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, kultureller und politischer Bedingungen herauszuarbeiten. Der Herausforderung, ganze Jahrhunderte, zudem Nationen übergreifend, in je zirka 40 Seiten darzustellen, zeigen sich die Autoren dabei durchwegs gewachsen.

Erfreulich ist auch, dass die Darstellungen nicht einfach nur trocken auf amtliche Quellen und Dokumente zurückgreifen, sondern sich ihr Material auch in Sprichwörtern, Literatur, Kunstwerken und Fotografien suchen – wie wohlthuend dies ist, wird dort bemerkbar, wo sich zuweilen doch, wie in dem von Cole und Edwards verfassten Kapitel zum 19. Jahrhundert, die Tendenz breitmacht, Statistiken einfach nachzuerzählen. Zu loben ist dabei auch das Layout des Buches, das Wort und Bild nicht beziehungslos nebeneinander herlaufen lässt, sondern stets bestrebt ist, direkte Bezüge zwischen den im Text angesprochenen Phänomenen und den dazu gezeigten Darstellungen zu stiften. Bedauerlich ist nur (neben einem nicht immer zuverlässigen Register), dass die Interpretationen der dabei abgebildeten Gemälde zuweilen recht veralteten Vorstellungen folgen: So wird wiederholt behauptet, dass sich Künstler in Mittelalter und Früher Neuzeit oft erst im hohen Alter ernsthaft mit Selbstbildnissen befasst hätten, da sie ein »ausgeprägtes, von Erfahrungen gezeichnetes Gesicht einem jüngeren« vorgezogen hätten. Die als Beispiele angeführten Maler wie Rembrandt oder Joshua Reynolds hatten sich jedoch schon in ihrer Jugend selbst gemalt, so dass solche Behauptungen jenen Stereotypen zuzuschlagen sind, mit denen das Buch von Pat Thane ansonsten erfolgreich aufzuräumen vermag. ♦



Pat Thane (Hrg.)
Das Alter.
Eine Kultur-
geschichte
Primus Verlag,
Darmstadt 2005,
ISBN 3-89678-
270-3,
320 Seiten mit
über 250 teils far-
bigen Abbildungen,
39,90 Euro.

gen, und sie und ihre sechs Autoren kommen dabei zu interessanten und erfrischenden Ergebnissen. So wird immer wieder deutlich, wie interpretationsbedürftig scheinbar eindeutige Aussagen der Statistik sind: Der Eindruck einer durchschnittlichen niedrigen Lebenserwartung von 40 bis 45 Jahren in Mittelalter und Früher Neuzeit ist beispielsweise durch die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit bedingt, sagt jedoch nichts über die tatsächlich in diesen Epochen erreichten Lebensspannen aus, die durchaus weit über 60 Jahre reichen konnten. Thomas R. Cole und Claudia Edwards weisen zudem in ihrem Beitrag darauf hin, dass sozialwissenschaftliche Darstellungen, nach denen alte Menschen im 19. Jahrhundert Opfer wirtschaftlicher Veränderungen wurden, häufig die vielfältigen kulturellen Aspekte des Alterns sowie die Wert-

Der Rezensent

Privatdozent Dr. Henry Keazor ist Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, er studierte Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft und Philosophie in Heidelberg und Paris. [siehe auch seinen Beitrag »Gebrechliche Hand versus starker Geist – Zum Spätwerk des an Parkinson erkrankten Barockmalers Nicolas Poussin«, Seite 98]